

Berna González Harbour

LESEPROBE

ROTER SOMMER

Comisaria Ruiz
ermittelt in
Madrid

PENDRAGON

Comisaria Ruiz ermittelt in Madrid

Der Sommer in Madrid ist rot: Von den Flaggen bis zu den Trikots, überall bekennt man Farbe für La Furia Roja, die spanische Nationalmannschaft. Auch Comisaria María Ruiz lässt sich von der Stimmung mitreißen. Doch ausgerechnet am Tag eines wichtigen Spiels wird eine Leiche gefunden und María wird zum Tatort gerufen. Die eigenwillige Comisaria hat bislang jeden ihrer Fälle gelöst und ist bekannt dafür, mit allen Regeln zu brechen. Das rätselhafte Tattoo des Toten führt sie zu einer katholischen Schule, hinter deren Türen sie düstere Geheimnisse wittert. Kaum haben die Ermittlungen begonnen, wird eine zweite Leiche gefunden. Ein Wettkampf gegen die Zeit beginnt.

Berna González Harbour

Roter Sommer

Übersetzt von Kirsten Brandt

ISBN: 978-3-86532-881-6

Klappenbroschur | 384 Seiten | EUR 24,00

1

María saß am Frühstückstisch und blätterte genüsslich in der Zeitung. Nach einer Joggingrunde auf dem Pasillo Verde, zehn Bahnen im Schwimmbad und einer ausgiebigen Dusche fühlte sie sich entspannt. Dazu kamen der Ausblick auf einen arbeitsfreien Samstag und das, was sie stattdessen erwartete: Um drei würde sich die Familie in ihrem Haus in Alcobendas treffen. Sie würde ihre Mutter, ihre Geschwister, Nichten und Neffen sehen, Paella essen und literweise Kaffee trinken, während alle darauf warteten, dass um neun das Spiel gegen Paraguay begann. Sie liebte diese dämliche Weltmeisterschaft. Man musste kein großer Fußballfan sein, um die freudige Erwartung und den ansteckenden Enthusiasmus zu teilen, die Kriminelle und Polizeibeamte in seltener Einigkeit verbanden. Die gelöste Stimmung tat allen gut. *Spanien hält im Viertelfinale den Atem an. Das Land verlässt sich auf euch.* Ganz

Spanien ist ein Fußballverein, lauteten die Schlagzeilen vor ihr auf dem Tisch. Selbst die Zeitungen waren freundlich gestimmt und mit einem Mal herrschte eine versöhnliche Atmosphäre. Wer wollte zu Zeiten der Finanzkrise schon auf eine Gelegenheit zu guter Laune verzichten?

Sie leerte die winzige Kaffeetasse und war gerade dabei, ihr feuchtes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammenzubinden, als das Handy neben der Zeitung vibrierte. Vielleicht ihre Mutter, der in letzter Minute eingefallen war, dass noch eine Zutat fehlte oder jemand, der die Großmutter in Chamberí abholen musste – aber María, bitte nicht mit dem Motorrad! Doch dafür war es zu früh. Die Anzeige auf dem Display bestätigte ihre schlimmsten Befürchtungen: 8800. Die Zentrale.

„Comisaria Ruíz?“

„Am Apparat.“

„Ich stelle Sie zu Esteban durch.“

Mist, dachte sie, nicht ausgerechnet heute.

„Chefin, weißt du noch, dass wir uns einen guten Fall gewünscht haben, damit wir uns den Sommer über nicht langweilen?“

„Na ja, also gewünscht … das klingt ein bisschen heftig. Wen hast du denn umgebracht?“

„Es ist ein Junge.“

„Wie bitte?“

„Wir haben einen toten Jugendlichen gefunden.“

„Und weiter?“

„Vermutlich minderjährig.“

„Und weiter?“

„Ertrunken.“

„Und weiter?“

Maria hatte es nie geschafft, Esteban das abzugewöhnen, was sie seinen „Fortsetzungsroman“ nannte: Wenn ihre Nummer zwei etwas wusste, ließ er sich die Informationen mühsam aus der Nase ziehen. „Im Sommer ertrinken viele Leute.“

„Aber nicht so wie der hier“, rückte er schließlich mit der Sprache heraus. „Den hier haben wir gefunden ...“

„Nun spuck's schon aus.“

„... in einem See ...“

„Raus mit der Sprache!“

„... der nur achtzig Zentimeter tief ist.“

Der Reinigungstrupp im Park Juan Carlos I war frühmorgens lustlos dabei, im Dickicht und auf den Parkwegen rund um den See für Ordnung zu sorgen, als sie die Leiche fanden. Die erste Samstagsschicht war dafür verantwortlich, den Müll wegzuräumen, die Grünflächen zu bewässern und alles herzurichten, bevor die Familien mit ihren Drachen, Fahrrädern, Bällen, tragbaren Kühlchränken und Picknickdecken anrückten. Winston Enrique war in seiner orangefarbenen Uniform mit dem Wägelchen unterwegs. Mit Kopfhörern im Ohr las er ab und zu ein Papierchen auf, sorgfältig darauf bedacht, bloß nicht so schnell zu arbei-

ten, dass am Ende nichts zu tun blieb, aber auch nicht so langsam, dass er den anstrengendsten Teil der Arbeit in der prallen Sonne erledigen müsste. Bei Sonnenaufgang war es noch kühl und das Licht hier in Madrid erinnerte ihn an die hellen Morgenstunden in Ecuador. Von Zeit zu Zeit überraschte ihn ein einsamer Jogger und manchmal kräuselte eine sanfte Brise die Wasseroberfläche. Eigentlich ist der Job gar nicht so schlecht, dachte er, schließlich hast du zum Saubermachen Handschuhe und diese lange Zange, sodass du dich nicht bücken musst. Also hob er, wie man ihn angewiesen hatte, zerknüllte Zeitungen und Kugeln aus Alufolie, ein paar leere Dosen oder Brotstücke auf, die im See trieben und ans Ufer klatschten.

„Können wir das Brot, das die Leute ins Wasser werfen, nicht einfach den Fischen überlassen?“

„Auf gar keinen Fall. Das wird alles eingesammelt, sonst haben wir bald keine Karpfen mehr im See, sondern Wale“, hatte Parkdirektor Manuel Perales gesagt.

Und so nahm er jetzt das Netz von seinem Wägelchen und machte sich daran, die dicken Brotbrocken aus dem Wasser zu fischen, die Eltern regelmäßig den gierig schnappenden Mäulern zuwarf, um ihren Kindern eine Freude zu machen.

„Da schwimmt eine ganze Bäckerei“, dachte er laut, während er im Kopf den Preis dieses Nahrungsmittels überschlug, das weder er noch seine Mitbewohner jemals vergeudet hätten.

Dieses Mal war es wirklich extrem. Am Seeufer trieben Dutzende von Brotrümen, unbeachtet von den Karpfen.

„Anscheinend sind die Fische schon so verwöhnt, dass sie es verschmähen“, redete er weiter mit sich selbst.

Er war so in seine Gedanken versunken, dass er erst nach einer Weile merkte, dass etwas anders war als sonst: Die hungrigen Fische drängten sich heute nicht um das Brot, das in einer Brühe oder einer Tomatensuppe besser aufgehoben gewesen wäre, sondern um irgend etwas am Grund des Sees. Neugierig sah Winston Enrique zu der Stelle hinüber, wo das Wasser geräuschvoll brodelte wie ein Zaubertrank. Was er dort sah, ließ ihn erschauern.

„*Virgen del Cisne*, steh mir bei!“

Ein ganzer Schwarm Karpfen drängte sich um eine reglose, unförmige Masse, die ein paar Meter vom Ufer entfernt auf dem Wasser trieb. Der Putzmann streckte das Netz so weit aus, wie er konnte, um die Tiere zu verscheuchen. Aus dem See ragte ein menschliches Bein, als versuche es, sich langsam und mühselig an die Oberfläche und ins Leben zurückzustrampeln.

Schon drängten sich wieder die Fische darum.

Er musste Hilfe holen.

Als Comisaria Ruiz und ihr Kollege Esteban Vázquez im Park Juan Carlos I ankamen, war dort schon die Hölle los. Die Parkwächter hatten absurdweise angenommen, ein Körper, der wahrscheinlich schon seit Stunden im Wasser

trieb, könnte noch leben. Ihr Versuch, ihn herauszuziehen, hatte den Tatort, der ihnen bei genauerer Betrachtung einiges hätte erzählen können, verstummen lassen. Fünf Rettungswagen standen nutzlos um den Teich herum, während der Parkdirektor, in knappem Freizeithemd und Mexx-Hose, sich offensichtlich zu einer Erklärung veranlasst sah, warum er unrasiert war und nach Whisky und Zigaretten roch.

„Entschuldigen Sie bitte, ich wurde von einer Feier weggerufen.“

María streifte sich die Handschuhe über und beugte sich über den Toten, um sich einen ersten Eindruck zu verschaffen. Sie war in Jeans, einem engen weißen T-Shirt und flachen Sandalen aus dem Haus gegangen, aber sie wusste, dass sie auch in der unauffälligsten Kleidung immer die Blicke der Männer auf sich zog. Es überraschte sie, eine weibliche Comisaria vor sich zu sehen, und eine äußerst attraktive noch dazu. Verächtlich ignorierte sie den Blick des Parkdirektors, der vom unterbrochenen Rausch noch vernebelt war.

Die Parkwächter hatten den leblosen Körper auf das feuchte Gras gebettet und eine alte, ausgebliechene, karierte Tischdecke über ihn gebreitet, die irgendjemand im Park vergessen hatte. Die Decke war zu klein, und deshalb quer über der Leiche drapiert worden, um sie möglichst vollständig zu verdecken. Dennoch lugten unter den straff gezogenen Ecken an einem Ende große Füße in

Sneakersocken und am anderen das kurze Haar, die Stirn, Schläfen und Wangen eines jungen, hochgewachsenen Mannes hervor. María sah auf die Uhr. Neun Uhr dreiundzwanzig an einem Samstagmorgen. Ihre Erfahrung mit Leichen schützte sie nicht vor dem Anflug von Traurigkeit, den der Anblick eines reglosen Körpers auslöste, der durch eigenen oder fremden Willen gewaltsam aus dem Leben gerissen wurde. Vor allem wenn es sich, wie in diesem Fall, um ein junges Leben handelte. Sie wechselte einen raschen Blick mit Esteban und für einen kurzen Moment teilten beide unausgesprochen die gleiche Müdigkeit, die auf der Schwelle zwischen Alltagsleben und dem unvermeidlichen Abgrund eines schrecklichen neuen Falles wartete. Niemand wusste, wie lange er sie in Atem halten, wie viel Kraft er sie kosten und wie er ausgehen würde. Ein flüchtiger Moment der Trägheit, die Sekunden später von der Aufmerksamkeit für den Fall und schließlich von völliger Besessenheit verdrängt wurde. Trotzdem warf María in Gedanken einen letzten bedauernden Blick auf den gescheiterten Plan vom Besuch bei ihrer Mutter mit Paella und Fußball. Symbole einer Normalität, der sie, wie so oft in letzter Zeit, eine Absage erteilen musste.

Als sie die Decke vom Gesicht des Toten zog, folgte das in diesen Fällen übliche Phänomen. Alle Umstehenden traten näher, schlossen den Kreis und hoben gleichzeitig die Hände, um Nase und Mund zu bedecken. Die Leiche musste schon ein paar Stunden tot sein. Es war tatsäch-

lich ein junger Mann. Er hatte kurz geschorenes Haar, sein Gesicht war aufgedunsen, die Haut vom Wasser ausgebleicht. Wieder wichen die Umstehenden gleichzeitig instinktiv einen Schritt zurück, wandten entsetzt die Gesichter ab und sahen einander erschrocken an. Inzwischen hatte María die Decke vollständig weggezogen, und so bot sich den Zuschauern, die den Atem anhielten, der Anblick einer unförmigen Masse aus zerfetzten Muskeln, Sehnen und Nerven. Die Fische hatten Teile der Wangen, der Lippen und des Halses weggefressen. Die vom Nike-Trägershirt unbedeckten Arme und Schultern wiesen zahlreiche Bisswunden auf, während Brustkorb und Bauch weitgehend verschont geblieben waren. Auch die Hüften und Oberschenkel waren dank der kurzen Jeans unversehrt.

Die Karpfen hatten ein wahres Festmahl gehabt.

Es war noch nicht zehn, als Teresa die Augen öffnete, sich reckte und auf dem Nachttisch nach ihrem Handy tastete. Verschlafen wie sie war, misslang der erste Versuch, es mit Stern- und Pfeiltaste zu entsperren, und das Handy rutschte ihr aus der Hand und fiel in die Ritze zwischen Bett und Nachttisch. Mist. Sie setzte sich hin, stand wieder auf, rieb sich die Augen und beschloss, direkt ins Kinderzimmer zu gehen und nachzusehen, ob er da war. Sein Bett war unberührt, genauso ordentlich, wie sie es am Morgen zuvor gemacht hatte, das Laken glatt gestri-

chen, die Decke ausgebreitet und umgeschlagen, das Kopfkissen zwischen Decke und Wand millimetergenau ausgerichtet. Es war nicht zu übersehen, dass Samuel nicht zu Hause geschlafen hatte. Nur eine kleine Delle in der Decke, die ans Bett gelehnte E-Gitarre und ein paar herumliegende Zeitschriften verrieten, dass er nachmittags hier gesessen hatte, bevor er feiern gegangen war. Natürlich ohne zu lernen. Zwar war bis September noch viel Zeit, aber trotzdem ...

Teresa riss das Fenster auf, um frische Luft hereinzulassen, obwohl in dem Zimmer seit gestern niemand mehr gewesen war, der die Luft hätte verbrauchen können. Sie kehrte schlecht gelaunt ins Schlafzimmer zurück, räumte den Sessel voller Wäsche und das Bügelbrett zur Seite, um an den Nachttisch zu kommen. Sie schob ihn vom Bett weg, fischte endlich das Handy aus dieser verdammt Ritze heraus und rückte alles wieder an seinen Platz. Sie hatte schon lange vor, in eine größere Wohnung zu ziehen, schließlich konnte sie es sich leisten. Aber der bloße Gedanke an die Suche, an den Verkauf, vor allem aber an die Reaktion Samuels, der mitten in der rebellischsten Phase der Pubertät steckte und jede noch so kleine Entscheidung seiner Mutter infrage stellte, raubte ihr jede Energie. Also begnügte sie sich mit dieser Vierzigquadratmeterwohnung, wo alles nur funktionierte, solange jedes Puzzleteil an seinem Platz war.

Diesmal klappte es: Stern, Pfeil, und das Telefon war

entsperrt. „Sie haben zwei Nachrichten.“ Sie sah nach der letzten, die üblicherweise die entscheidende Information enthielt, doch sie bestand nur aus einer sinnlosen Zeichenfolge: xrrmxp1. Der Junge musste hoffnungslos betrunken gewesen sein. Sie öffnete die erste Nachricht: swird spt Mma mch dr kn Srgn. Kiss.

Und das war's. Nur zwei Vokale in einer Reihe dicht gedrängter Konsonanten, das war Nachricht genug für die eigene Mutter. swird spt Mma, mch dr kn Srgn. Kiss. „Es wird spät, Mama, mach dir keine Sorgen. Kuss.“ Riet er ihr, sich keine Sorgen zu machen, oder war das eher ein Befehl? Oder die Anweisung, sich mit der unvermeidlichen Tatsache abzufinden? Sie spürte, wie Ärger sie durchflutete, zündete sich eine Zigarette an und ging zum Herd, um Kaffeewasser aufzusetzen. Während sie darauf wartete, dass es blubberte und der rettende Duft die Wohnung erfüllte, betrachtete sie sich im Garderobenspiegel. Ihr erst kürzlich geschnittenes und blondiertes Haar war verfilzt und sie würde Mühe haben, es so gelegt zu bekommen, wie die Friseurin. Am Bauch eroberten Rettungsringe das Terrain zurück, das sie ihnen mithilfe von Fitnessstudio und Fettabsaugung abgetrotzt hatte, aber im Großen und Ganzen sah sie nicht schlecht aus. Es hatte schon schlimmere Zeiten gegeben, in denen sie Größe 44, in den Jahren nach ihrer Scheidung sogar 46, gehabt hatte. Zeiten, in denen sie nichts anderes getan hatte, als sich mit Essen vollzustopfen, in der Wohnung herumzu-

hängen und Samuel zu bemuttern. Jetzt hatte sie die Nase voll; so sehr sie ihn auch liebte und sich um ihn sorgte, im Grunde genommen wollte sie nur noch, dass er endlich erwachsen und unabhängig wurde und studieren ging.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte er damit gedroht, zu seinem Vater zu ziehen, wenn sie „ihm weiterhin ständig auf der Pelle hing und seine Privatsphäre verletzte“, wie der Junge es ausgedrückt hatte, als sie Haschisch in seinem Rucksack gefunden hatte. Damals hatte sie weinend klein beigegeben und ihn angefleht, zu bleiben, und die Streitereien hatten stets denselben absurdnen Ausgang genommen. Er, der mit fünfzehn in flagranti mit Drogen erwischt worden war, verzieh ihr schließlich großzügig und blieb bei ihr. Sie, die ihn auf frischer Tat ertappt hatte, bat ihn um Verzeihung dafür, dass sie in seinen Sachen gewühlt hatte, und war glücklich, dass er bei ihr blieb. Würde das heute wieder passieren, dachte sie, dann würde sie ganz andere Saiten aufziehen.

Während der erste Kaffee sie ein wenig für das holprige Erwachen entschädigte, sah Teresa wieder auf ihr Handy. Die erste Nachricht hatte er um ein Uhr zehn heute früh geschrieben, am Samstag, den 3. Juli. Und die Aneinanderreihung sinnloser Zeichen, die dadurch zustande gekommen sein musste, dass er versehentlich auf die Tasten des nicht gesperrten Handys gedrückt hatte, stammte von ein Uhr dreiundfünfzig. Jetzt erst bemerkte sie, dass zwischen der ersten und der letzten Nachricht acht ver-

passte Anrufe lagen. Wer weiß, wo der Dummkopf sein Handy hingelegt hatte. Man könnte meinen, er wäre darauf herumgetanzt.

Das Wichtigste war, den See leerzupumpen. Zur Beschleunigung nutzten sie die Pumpanlage der Polizei. Um die Karpfen, die von der ganzen Aufregung um sie herum ungerührt waren und sich wieder dem Brot zugewandt hatten, würde sich der befissene Direktor Perales kümmern.

„Wir wollten ihn sowieso in den nächsten Tagen völlig entleeren. Wir beschleunigen das Ganze einfach und fangen gleich morgen damit an.“

„Wir haben schon angefangen“, berichtigte ihn María Ruiz und deutete auf den Weg, der zum See führte. „Die Kollegen von der Spezialeinheit sind bereits da. Und die Spurensicherung ist unterwegs.“

Eine vorläufige Untersuchung der Leiche brachte mehr Fragen als Antworten. Nachdem der erste Schreck überwunden und die unmittelbare Umgebung abgeriegelt war und sich die übrigen Beamten, die Parkangestellten und die Schaulustigen zerstreut hatten, konnten sich María und Esteban auf die Details konzentrieren. In den Taschen des Toten fanden sich weder Brieftasche noch Papiere. Man hatte ihnen schon kurz mitgeteilt, dass er mit dem Oberkörper am Grund des Sees festgehängen hatte und nur das linke Bein frei an der Oberfläche getrie-

ben war. Das rechte hatte sich mühelos lösen lassen. Die beiden Parkwächter, die den Körper geborgen hatten, berichteten klatschnass, aber voller Stolz von ihrer Heldentat und beschrieben, wie viel Mühe es sie gekostet hatte, ihn von einer Art Fessel zu befreien, mit der er am Grund des Sees befestigt gewesen war. María und Esteban tauschten einen raschen Blick. Beide dachten dasselbe. Diese Idioten hatten vermutlich den Tatort ruiniert, aber man konnte schließlich zwei Zivilisten nicht für ihren Eifer tadeln. Wahrscheinlich hatten sie nur eine Gelegenheit gesehen, einmal zu glänzen bei ihrer zwanzigstündigen Schicht als unterbezahlte Parkwächter in schäbiger Uniform. Während ihres Berichts, den sie mit immer neuen Details ausschmückten, sahen sie Esteban und María unablässig an, vor allem aber Esteban, auf der Suche nach der Anerkennung durch einen männlichen Polizeibeamten. Beide hatten mit aller Kraft an der Leiche zerren müssen, um sie freizubekommen. Volltrottel.

Aber letztendlich musste das, was den Körper am Grund des Sees festgehalten hatte, ja immer noch da sein. Und auch wenn die Fische noch so gefräßig waren, war es äußerst unwahrscheinlich, dass sie die Beweismittel verschlungen hatten.

2

Er öffnete die Augen, Sekunden bevor der Wecker klingelte, wie er das jeden Samstag um sechs Uhr morgens tat. Das war seine wöchentliche Routine: Montags bis freitags stand er um fünf auf, samstags um sechs, und am Sonntag, dem Tag des Herrn, um sieben. Und ganz gleich, ob er die ganze Nacht hindurch wach gelegen hatte oder, so wie heute, erst im Morgengrauen eingeschlafen war, seine innere Uhr weckte ihn stets wenige Sekunden vor dem Schrillen des Weckers, der ihm jetzt schon zwanzig Jahre treue Dienste leistete. Und wie jeden Morgen musste er an seinen Vater denken, der ihm eines Jahres zu Weihnachten die kurze Notiz geschickt hatte: „Mein Geschenk an dich ist Pünktlichkeit. Frohe Weihnachten.“

Im kleinen Waschbecken seines Schlafzimmers wusch er sich Gesicht und Hände und betrachtete einen Augenblick lang sein Bild in dem fünfzehn mal zwanzig Zentimeter großen Spiegel, den man ihm zugestanden hatte. Er hatte tiefe Ringe unter den Augen und war blasser als gewöhnlich, aber er wirkte entschlossen, erfüllt von einer Energie, die ihn bislang noch nicht verlassen hatte. Während er sich musterte, atmete er tief durch. Du hast es geschafft, sagte er sich und zog leicht verwundert die Brauen hoch. Aber es gibt noch einiges zu erledigen.

Er setzte sich an den Schreibtisch unter dem schlichten Kruzifix, um die Bibelstelle für diesen Morgen zu lesen. Es

fehlte nicht mehr viel, dann würde er zum zehnten Mal die Bibel durchgelesen haben, seit er diese Methode der jährlichen Lektüre mit drei täglichen Lesungen angefangen hatte. Vor dem Frühstück ein kurzer Text aus dem Alten Testament, vor dem Mittagessen eine Stelle aus dem Neuen Testament und vor dem Abendessen ein Psalm oder ein Abschnitt aus den Briefen. Weder notierte er Gedanken noch markierte er Verse, wie er es zu besseren Zeiten getan hatte. Er hakte lediglich das entsprechende Kästchen ab, um den Überblick zu behalten, und wandte sich der dringlichsten Aufgabe zu. Eigentlich sollte er sich auf seine Doktorarbeit konzentrieren, die nach vier Jahren Arbeit kurz vor dem Abschluss stand, doch auch die hatte zu warten. Er musste sofort verreisen. Es würde eine kurze Reise werden, es galt nur, die Verbindung rauszusuchen. Eine einfache Fahrt. Er schaltete den Computer ein und checkte seine Mails.

Zwei Spamnachrichten mit Viagraverbung. Papierkorb.

Eine wenig ansprechende Einladung from Moscow with love: „Irina möchte dich kennenlernen, ich dich werden lieben und umsorgen.“ Papierkorb.

Zwei Newsletter der Bischofskonferenz. Papierkorb.

Und eine Überraschung.

Betreff: „Ihre Stellenbewerbung.“ Absender: „Colegio Nuestra Señora de los Penitentes, Uruguay.“ Sein Herz schlug schneller, als er die ersten Zeilen las: „Geliebter Bruder. Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, dass

wir Ihren Antrag positiv beschieden haben. Ihr Oberer wird Sie über alle Einzelheiten zu Ihrem Arbeitsbeginn im neuen Schuljahr informieren.“

Er las die Nachricht noch einmal. Es stand tatsächlich da: Er hatte eine Stelle in Uruguay. Jetzt raste sein Herz und seine Hände zitterten. War es wirklich möglich, dass jetzt alles ins Lot kam? Atemlos und angespannt studierte er den Fahrplan, dann sah er auf die Uhr: Die Zeit war knapp. Er machte sich fertig, verließ das Zimmer und blieb stehen. Eines hatte er vergessen. Die Schlüssel. Er ging zurück, holte sie aus der untersten Schreibtischschublade, und rannte die Treppe hinunter, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, wie ein Blitz an der erstaunten Rezeptionistin vorbei ins Freie.

Wenn er rechtzeitig am Bahnhof sein wollte, musste er sich beeilen. Und vor allem musste er sich beruhigen, um das zu Ende zu bringen, was er begonnen hatte.

Anschließend würde er sich in aller Ruhe mit Uruguay beschäftigen können.

María rief ihre Mutter an, um ihr zu sagen, dass sie nicht kommen würde – „aber Kind, sogar deine Großmutter ist da, und dein Bruder hat extra seinen Urlaub verschoben, nur um dabei zu sein“ – und musste feststellen, dass der Fall bereits sein erstes Opfer verlangte. Ja, es war der erste Geburtstag ihrer Mutter seit dem Tod ihres Vaters, und die ganze Familie hatte sich verabredet, um ihr Gesellschaft

zu leisten. Doch für Selbstmitleid blieb keine Zeit, denn Vicente und Juan, die wegen ihres ähnlichen Auftretens vom Rest des Teams Hernández und Fernández genannt wurden, nach den Zwillings-Detektiven eines beliebten Comics, warteten schon auf sie. Sie kehrte zu dem abgesperrten Tatort zurück, um sie zu begrüßen. Beide würden mit der Autopsie beginnen, sobald der Untersuchungsrichter die Genehmigung zum Abtransport der Leiche erteilte, und ihnen würde nicht die kleinste Auffälligkeit an dem Toten entgehen.

Trotz seines kläglichen Zustands sah man, dass der Junge gut aufgewachsen, gesund und vermutlich auch einst hübsch gewesen war. Am Hals waren neben den Bissspuren der Fische ein paar hellrote Flecken zu erkennen. Der Junge hatte nichts bei sich, anhand dessen man ihn hätte identifizieren können. Keinen Anhänger, nichts in seinen Hosentaschen, nur ein kleines Lederarmband mit ein paar Knoten an einem Handgelenk und eine protzige Uhr am anderen. Das T-Shirt und die Nike-Hose verrieten, dass er aus einigermaßen wohlhabenden Verhältnissen stammte. Oder auch nicht, schließlich konnte sich jeder Junkie aus Orcasitas inzwischen Nikeprodukte leisten.

„Die Armbanduhr ist Schrott“, sagte Vicente alias Hernández.

„Könnt ihr schon irgendwas über ihn sagen?“, fragte María.

„Er ist ... er war kräftig, sportlich, wohlgenährt. Keinerlei Hinweis auf Drogenmissbrauch, obwohl wir das noch näher untersuchen müssen“, fügte Juan alias Fernández hinzu.

„Und die Flecken am Hals? Worauf könnten die hinweisen? Sind das Würgemale?“

„Auch das wissen wir noch nicht“, sagte Juan.

„Könnte es Selbstmord oder ein Unfall gewesen sein?“, fragte Esteban.

„Spinnst du?“, riefen beide wie aus einem Munde.

„Natürlich wäre es durchaus möglich, dass eine Nixe ihn auf den Grund des Sees gelockt und dort gefesselt hat“, scherzte Juan.

„Wann werden wir Genaueres wissen?“, fragte María.

„In zwei Wochen haben wir sämtliche Ergebnisse“, erklärte Vicente, und María musste an sich halten, um ihre Ungeduld zu zügeln.

„Zwei ... Wochen?“, brachte sie schließlich hervor.

„Einschließlich des toxikologischen Gutachtens“, sprang Juan seinem Kollegen gegen die unübersehbare Wut der Comisaria bei.

„Und ohne dieses Gutachten ... könnten wir dann heute mit ersten Ergebnissen rechnen?“

María wog jedes Wort sorgfältig ab. Vicente und Juan waren die Pfadfinder unter den Forensikern, allzeit bereit, überall zur Stelle. Kein Feiertag, kein Urlaub, weder Weihnachten noch Ostern konnten sie von der Arbeit abhalten.

Im Prinzip stand immer einer von ihnen zur Verfügung, aber letztendlich tauchten sie doch zu zweit auf. Trotz ihrer ständigen Bereitschaft überkam sie manchmal ein Anfall von Förmlichkeit und Bedächtigkeit, der einem den letzten Nerv rauben konnte. Es war, als gehörte die Leiche ihnen, wenn sie sie erst einmal in die Finger bekamen, als wäre nach ihrer seelenruhigen Untersuchung alles getan. Sie gingen die Sache sehr entspannt an, und deshalb musste man sie immer ein bisschen drängen. Aber nicht allzu sehr, sonst redeten sie sich auf Dienstwege und offizielle Fristen heraus, und man kam gar nicht an Vorabinformationen heran.

„Denkt dran: Morgen kann es ...“

„.... zu spät sein“, fielen ihr die beiden ins Wort. Sie kannten sie gut.

„Und es ist durchaus möglich, dass dieses Arschloch ...“

„.... wieder zuschlägt“, beendeten sie den Satz mit einem leichten Grinsen. María bedachte sie mit einem ernsten Blick. Natürlich waren sie als Forensiker einzige und allein dem Untersuchungsrichter Rechenschaft schuldig und ihr zu nichts verpflichtet, aber sie arbeiteten schon seit Jahren gut und gerne zusammen. Deshalb lenkte Vicente ein.

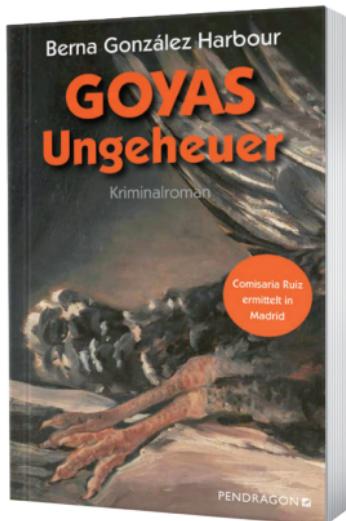
„Wir rufen dich heute Nachmittag an, Comisaria.“

González Harbour, geboren 1965, startete ihren beruflichen Werdegang als Journalistin bei der spanischen Zeitung *El País*, wo sie später Chefredakteurin wurde. Ihre Karriere war immer mit internationalem Journalismus verbunden und als Sonderberichterstatterin war sie in mehreren Ländern unterwegs. Ihre Liebe für Krimis ließ sie 2012 ihr erstes Werk schreiben, „Verano en rojo“ („Roter Sommer“).

Im Pendragon Verlag ist bereits erschienen: „Goyas Ungeheuer – Comisaria Ruiz ermittelt in Madrid“.



© Daniel Mordzinski



2.
Auflg.

Berna González Harbour
Goyas Ungeheuer

Übersetzt von Maike Hopp

ISBN: 978-3-86532-730-7

Klappenbroschur | 472 Seiten | EUR 24,00

Eine Reihe von Tiermorden erschüttert Madrid. Die künstlerische Inszenierung deutet auf ein geplantes Vorgehen hin. Wenig später sieht sich die Polizei mit dem Mord an einer Kunststudentin konfrontiert. Comisaria María Ruiz versucht, der Sache auf den Grund zu gehen. Die Spur führt sie von den Abwasserkanälen Madrids bis ins Prado-Museum zu den Gemälden Goyas. Schnell spitzt sich die Situation zu und María muss alle Register ziehen, um sich selbst und alle, die ihr wichtig sind, zu schützen.



Pendragon Verlag
Günther Butkus
Stapenhorststraße 15
D 33615 Bielefeld
Tel. 05 21 6 96 89
kontakt@pendragon.de

www.pendragon.de

Überreicht von Ihrer Buchhandlung